

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Patron eines guten Todes.

Seit unendlicher Zeit wird der hl. Joseph in der Kirche als Patron eines guten Todes angerufen. Sein Eintritt in den Armen Jesu und Mariä, seine Eigenchaft als Nährvater des ewigen Richters, von dem all' unser Heil abhängt, sind nebst vielem anderen der Grund dieser Verehrung, die sich ungeschwächt bis zum heutigen Tag erhalten hat. Zahlreiche Bruderschaften haben sich auf dem ganzen weiten Erdenkreis unter seinen Schutz gestellt und wurden von den Päpsten mit Ablässen begünstigt. Hervorragende Gebetsanhörungen, welche in diesen Bruderschaften durch offensichtliche Vermittlung des hl. Joseph erlangt wurden, haben das Vertrauen der Gläubigen bestärkt und ihre Beteiligung vermehrt.

Wir alle müssen einmal sterben, und der Augenblick des Todes entscheidet über unsere Ewigkeit. Der Geist der Finsternis wird alsdann seine Anstrengungen verdoppeln, sodass unsere durch Krankheit geschwächte und von tausend Angstgeplagte Seele mehr als je der Hilfe nötig hat. Wie glücklich also jene, welchen der Mächtigste der Heiligen als Helfer und Verteidiger in diesem folgenschweren Kampfe zur Seite steht! In der Freundschaft des hl. Joseph sterben, ist das sichere Unterpfand eines seligen Todes.

Man wird vielleicht einwenden: der Tod hängt vom Leben ab; wer gut gelebt hat, stirbt auch gut, und umgekehrt, wer ein schlechter Christ gewesen, wird auch eines bösen Todes sterben. Gewiss, im allgemeinen ist das Leben nur eine Vorbereitung zum Tode; aber wie viele Ausnahmen hat diese Regel! Man kann lange Zeit gut gelebt haben und dennoch plötzlich in schweren Sünden sterben. Man kann anderseits ein unordentliches Leben geführt haben und dennoch auf dem Sterbebette durch eine wunderbare Gnade der göttlichen Barmherzigkeit sich aufrichtig bekehren. Es wäre zwar eine höchst gefährliche Vermessenheit, auf diese Gnade so ohne Weiteres zu rechnen, aber wir dürfen auch am Heile eines Sünders nicht verzweifeln, solange ihm noch Zeit zur Heile bleibt.

Wie viele Menschen gibt es ferner, die Glauben und guten Willen besitzen, die aber schwach und unbeständig sind, und so weder das heilige Leben eines wahren Christen, noch das Lasterleben der Gottlosen führen. Ihr Leben ist ein gefährlicher Wechsel von Kampf und Schlaffheit, von Niederlage und Sieg, von mutigen Entschlüssen und feiger Treulosigkeit, mit einem Wort, gute und böse Tage folgen eben aufeinander. Wenn nun Gottes Gerechtigkeit sie in ihrer Untreue trifft, so ist ihr Untergang gewiss; wählt aber die ewige Güte die Zeit ihres religiösen Eifers, so ist umgekehrt ihr Heil gesichert.

Welcher Spielraum bleibt also hier dem Schutze des hl. Joseph offen! Geradezu unzählbar sind die Fälle, in denen durch augenscheinliche Vermittlung dieses großen Heiligen, einem Sterbenden die Gnade eines guten Todes zuteil wurde. Wer übrigens den hl. Joseph um die Gnade eines guten Todes fleißig anruft, bittet damit zugleich um die eines frommen, christlichen Lebens; denn jeder Christ weiß, dass dies das beste Mittel ist, sich den Schutz des hl. Joseph zu sichern.

D'rum gehe zu Joseph! Ihn wähle zum Mittler und Schutzpatron, ihm vertraue dein Heil an! Warte aber

nicht, bis der Tod dich überrasche, sondern ordne jetzt schon deine Angelegenheiten. Ziehe den weisesten aller Anwälte zu Rate und vernimm von ihm, was du tun sollst: „Gehe zu Joseph, und was er dir sagen wird, das tue!“

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Schluss.)

„Ich habe,“ so erzählte einst Anna Katharina, „zu Gott dem Vater gerufen, er möge doch seinen Sohn ansehen, der in jeder Minute für die Sünden genugtut, der sich gerade jetzt wieder geopfert und der sich in jeder Minute für uns aufopfert. Ich hatte in diesem Augenblick das Churfreitagsbild, wie der Herr sich am Kreuze opfert, und habe Maria und den Liebesjünger unter dem Kreuze lebhaft gesehen über dem Altare des Messe lesenden Priesters.“

Ich sehe dieses in jeder Stunde Tag und Nacht, und sehe die ganze Gemeinde, wie sie gut und schlecht betet, und sehe auch, wie der Priester sein Amt tut. Ich sehe die hl. Messe zu allen Stunden des Tages und der Nacht lesen durch die Welt; ja ich sehe entfernte Gemeinden, wo sie noch ganz gelesen wird, wie bei den Aposteln. Über dem Altare sehe ich im Gesicht einen himmlischen Dienst, wo Engel alles ersehen, was der Priester versäumt. Für die Unandacht der Gemeinde opfere ich dann auch mein Herz auf und flehe den Herrn um Erbarmen an. Ich sehe auch, wie mancher Priester über der Sorge, die Leidenschaft nicht zu verleben, oft alle Innerlichkeit versäumt, und wie mancher Skrupulant sich seiner Andacht bewusst werden will.

Jesus liebt uns so, dass er sein Erlösungswerk in der hl. Messe ewig fortführt. Die hl. Messe ist die verhüllte, zum Sakrament gewordene, historische Erlösung. Ich sah dies alles schon in früher Jugend und glaubte, alle Menschen seien dies so.“

Das himmlische Jerusalem sah ich als eine schimmernde, durchsichtige goldene Stadt in blauer Luft, ohne irdischen Grund. Es waren Mauern und Tore daran; aber ich sah durch Mauern und Tore hindurch und durch alles, was hinter ihnen war, auch. Es ist dieses Sehen vielmehr ein sich Bewusstwerden von einem Ganzen auf einmal, als ein Hintereinander-Sehen, wie ich es hier beschreiben muss. Es waren da viele Straßen und Paläste und Räume; und sie waren alle bevölkert mit menschlichen Erscheinungen von verschiedener Gattung, Würde und Rangordnung. Ich unterschied auch ganze zusammenhängende Klassen und Körperschaften.

Je tiefer ich in die Stadt hineinsah, desto herrlicher und wunderbarer war alles. Die Gestalten, die ich sah, waren alle farblos, schimmernd, aber dennoch unterschieden durch die Form ihrer Gewänder und durch allerhand Zeichen, die sie trugen, wie Scepter, Kronen, Blumenkränze, Krummstäbe, Kreuzstäbe, Marterwerkzeuge u. v. m.

In der Mitte der ganzen Erscheinung schwebte es wie ein Baum, auf dessen Zweigen, gleichwie auf Stühlen, allerlei noch herrlichere Gestalten erschienen. Der Baum breite sich wie das Gerippe eines Blattes auseinander und stieß oben wieder sich rundend zusammen. Die oberen

Gestalten waren immer herrlicher und anbetender, es waren wie heilige Greise da oben; und ich sah auch oben wie eine Kugel, die ganze Welt vorstellend, mit einem Kreuz, und als wäre die Mutter Gottes da, aber viel herrlicher als sonst. Das Ganze ist durchaus unaussprechlich."

Aus meinem Tagebuche.

Bon Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 7. November 1909. — Diesen Sonntag fand ein Kaffer aus der Bumbuhwana-Siedlung hierher mit der Bitte, ich möchte mit ihm gehen und einen Mann kurieren, der bei einem Streit schwere Kopfwunden davongebrungen. Dass letzteres bei einem Biergelage geschehen, verstand sich beinahe von selbst, denn vieler solcher Zusammenkünfte endigen mit einer tollen Schlägerei. Trotzdem wollte ich den Mann nicht ohne Hilfe lassen. Die Frühmesse hatte ich schon gelesen und so konnte ich gleich mit ihm gehen; wir waren beide zu Fuß.

Mein Begleiter hatte eine weiße, nagelneue Decke umhängen und trug die Haare in kleine Zöpfchen geflochten, ein Zeichen, dass er noch ein Stockheide war. Wir wanderten den Berg hinauf, der sich im Hintergrund von Emaus erhebt, überstiegen den Drahtzaun und waren in einer Stunde beim betreffenden Kraal. Der Kranke saß vor seiner Hütte; er hatte zwei große Löcher im Kopf und auch die Augen waren geschwollen, ohne jedoch verlegt zu sein. Ich verband ihm die Wunden und tröstete mich mit der Überzeugung, es würde die Sache bald wieder "all right" sein, denn so ein Kafferschädel kann Erstaunliches ertragen.

Sämtliche Insassen des Kraals waren noch Heiden. Sie trugen schmutzige, armelige Kleider, die sie nur meinetwegen schnell umgehängt hatten. Die Kinder zogen sich scheu in den hintersten Winkel der Hütte zurück; denn sie fürchteten, ich könnte sie in die Schule mitnehmen. Wild und ungezügeln wie die Leute waren auch die Hunde; sie bellten und rasten, als wollten sie mich in Stücke reißen, bis das Weib meines Patienten einem jeden einen tüchtigen Schlag mit dem Stock verpasste, worauf sie sich knurrend hinter die Hütte zurückzogen.

Nun, vielleicht dient die Gefälligkeit, die ich heute dem Hausherrn erwiesen, dennoch dazu, uns diese Leute etwas näher zu bringen. Mit der Annahme des Christentums aber würde bald alles ein anderes Aussehen bekommen.

Während ich mit diesem Samariterdienst beschäftigt war, kam ein Junge nach Emaus, um mich zu einem Manne zu holen, denn ein wilder Ochs aufs Horn genommen und übel zugerichtet hatte. Man erzählte mir die Sache, als ich heimkam, allein der Fall schien mir so bedenklich zu sein, dass ich den Leuten riet, sie sollten sich nach einem Doctor umsehen.

Doch des anderen Tages war der Bote in aller Frühe schon wieder da und erneuerte seine Bitte, dem armen Manne zu helfen. Die Kaffern setzen auf uns amar-Nomas ein unbegrenztes Vertrauen; sie meinen, wir können jedem Lebel abhelfen. Dazu kommt noch der Umstand, dass wir solche Kuren unentgeltlich vornehmen, während die Doktoren schweres Geld dafür verlangen. Was wollte ich nun machen? Ich konnte ihm die Bitte nicht ein zweites Mal abschlagen und ritt also mit ihm zur Hütte des Kranken, welche weit in der Kaffernlokation lag. Es ging über viele Schluchten

und Berge, über Flüsse und Bäche, bis wir endlich an Ort und Stelle waren.

Der Kranke saß im Innern der Hütte und man sah es ihm an, welche Attacke er mit dem wilden Tiere gehabt hatte. Wir waren dem Tiere auf freiem Felde begegnet, und mein Begleiter hatte nicht versäumt, mich ernstlich vor demselben zu warnen.

Ich hatte mich auf eine Operation gefasst gemacht, nahm eine krumme Nadel und etwas Seidenfaden aus der Tasche, hieß den Kranken, sich der Länge nach auf dem Boden auszustrecken und nähte ihm mit acht Stichen die weit klaffenden Wunden zusammen. Der Mann litt alles mit erstaunlicher Geduld; bei einem Weizen hätte man Kokain oder Chloroform anwenden müssen; er aber verzog dabei keine Miene. Ich will hoffen, dass die leidliche Hilfe, die ich ihm geleistet, auch zu seinem Seelenheile dienen möge. Dies wäre mein vollkommenster Lohn; Geld verlange ich nicht, obschon er einem Doktor für denselben Dienst sicher seine 3 Pfund (60 Mark) hätte zahlen müssen.

Es war 5 Uhr abends, als ich heimkam, und ich hatte, außer dem Frühstück, noch nichts genossen. Um so besser schmeckte mir nun das Abendessen. Es war ein heiterer Tag gewesen und in der Ferne stiegen schwere Gewitterwolken auf.

Emaus, den 14. November 1909. — Heute musste ich schon wieder als Chirurg auftreten. Ein altes Weib hatte sich die Hand gebrochen und da hieß es eben wieder den Notarbeiter machen. Der betreffende Kraal war nicht allzu weit von Emaus entfernt und somit ging ich zu Fuß.

Im Kraale bei der Hütte angekommen, grüßte ich die Leute, die alle noch Heiden waren, mit dem hier üblichen "Sanibona," (ich habe euch gesehen), setzte mich auf ein Stücklein Holz, das man mir als Sitz angeboten und sah mir nach Kaffernsitze die Leute zuerst ein wenig an; dann erst begann die Unterhaltung und die Untersuchung der brüderlichen Hand meiner Patientin.

In der Zwischenzeit brachte ein Kaffernjunge zwei Kürbisflaschen herbei und bemühte sich, aus einer großen Uamba etwas Kaffernbier in dieselben zu gießen, was ihm jedoch nicht ganz nach Wunsch gelingen wollte. Uebrigens kam rasch ein Hund herbei und leckte das verschüttete Bier vom Boden auf. — Neben der Kranke saß eine Zauberin mit langen, tief über das Gesicht herunterhängenden Haaren. Sie hatte einen wilden, unheimlichen Blick und sprach während meiner Anwesenheit kein Wort. Ich konnte mir zwar denken, weshalb sie gekommen, doch vermied ich es, mich mit ihr in einen Disput einzulassen.

Meine Patientin hatte ihre gebrochene Hand in einen roten Lappen eingewickelt, die Finger waren krumm gebogen und die Hand steif, denn es war schon der vierte Tag, seitdem ihr das Unglück begegnet. Ich versuchte die krummen, auffallend langen Finger zu strecken und den Knochen wieder in seine Lage zu bringen, was mir auch glücklich gelang. Dann legte ich vier hölzerne Schienen an, verband die Hand mit großer Sorgfalt, legte den Arm in eine Schlinge und ging dann wieder meines Weges.

Auf dem Rückweg besuchte ich den Mann, dem ich jüngst die beiden großen Kopfwunden verbunden hatte. Er saß im Freien in der Nähe seiner Hütte und war guter Dinge. Ich untersuchte die Wunden, reinigte und verband sie aufs neue und hinterließ ihm zum Schluze etwas Medizin, denn ohne eine solche geben sich die Kaffern nicht zufrieden.